Sonntagsblatt

Unterhaltungsbeilage

zur Saar-Zeitung

Die Goldglasur.

Roman von Martin Korch.

Genehmigte Uebertragung von Mathilde Mann.

(28.) Nachdruck verboten.

Er blieb vor Karen stehen und sah sie mit einem ernsten Blick an, während er langsam seinen Bleistift aus der Tasche nahm. Karen wußte ganz genau, was in ihm vorging, und als sie den Bleistift sah, war sie sich klar darüber, daß es Ernst wurde — also mußte sie ihm zuvorkommen! Mit wenig Worten offenbarte sie ihm den Zweck ihres Besuches, erzählte von Kajs Verlegenheit, wie gern Ellen und sie ihm helfen möchten, und daß sie sehr glücklich sein würden, wenn Meier die Angelegenheit ordnen könnte.

„Wollen Sie das wirklich tun?"

Meier trat dichter an sie heran, Karen aber erhob abwehrend die Hand.

„Wozu einen einzigen Tag verlieren?"

„Einen Tag bloß? Eilt es denn wirklich so sehr? Bedenken Sie, jetzt setze ich mich ja der Gefahr aus, daß Sie — nein sagen."

Meier fühlte sich heute, wo er in seinem eigenen Hause war, ungleich freier, es wurde ihm förmlich leicht, Worte zu finden.

„Ja! Fräulein Lund, jeder Tag, der vorübergeht, ist verloren. Ich will aber geduldig warten und jederzeit bereit [illegible] anzuhören, das können Sie mir glauben!"

Karen stand da und zerdrückte eine welke Rosenknospe, die sie von einer Blume gepflückt hatte; sie sah Meier hastig von der Seite an. Sie hatte ihn eigentlich nie so vorteilhaft gesehen wie in diesem Augenblick — und sie stand da und wünschte — sie wußte selbst nicht was, aber es lag doch etwas [illegible]stung, daß er an sie herantreten und sie ohne [illegible] in die Arme schließen möge.

Meier hatte in ihrem Blick gelesen und etwas von dem verstanden, was in ihr vorging. Er wußte aber nicht, was er tun sollte, und die kostbaren Sekunden verrannen — denn jetzt ertönte die Haustürglocke, und Frau Ellen kehrte zurück.

Sie sah es Karen, die hinausgegangen war, um sie zu empfangen, sofort an, daß das Ergebnis befriedigend war, und während der kurzen Zeit, die verstrich, bis Sören mit dem Wagen kam, doppelt liebenswürdig gegen Meier.

„Nun, kleine Frau Benne", — sagte Ellen, als sie sich auf dem Heimwege befanden, „ist die Sache in Ordnung?"

„Ja, sie ist in Ordnung, Ellen."

„Mit dir, meine ich."

„Mit mir? Nein! Aber mit dem Geld."

„Gott sei Dank, Karen. Du ahnst nicht, wie glücklich ich bin! Aber du selbst, Karen?"

Karen antwortete nicht. Sie erzählte, wie Meier die Sache zu ordnen gedachte; aber in Bezug auf ihre eigenen Angelegenheiten war sie verschlossen. Sie saß ganz ernsthaft und schweigend da, während Ellen in strahlender Laune war.

Es kostete Ellen eine große Ueberwindung, drei ganze Tage mit anzusehen, wie Kaj unter seinen Geldsorgen litt. Er hatte noch ein paar Auswege versucht, die leider ebenso vergeblich erwiesen hatten wie der Besuch bei den Banken. Jetzt ging er in einer seltsamen leeren, hoffnungslosen Stimmung umher und wußte nichts weiter bestimmt, als daß sein letztes Geld am nächsten Löhnungstag draufgehen würde.

Als dann Löwes Geburtstag kam, äußerte Kaj, er habe keine Lust hinzugehen, aber Ellen und Karen bestanden darauf, daß es durchaus notwendig sei. So gab er denn schließlich nach und machte sich, die Gedanken ganz erfüllt von seinen Geldangelegenheiten, auf den Weg nach der Station.

Bei Löwe traf er Meier, und als sie einen Augenblick allein waren, machte ihm dieser auf eine äußerst zarte Weise sein Anerbieten. Er erzählte, ihm sei eben eine Hypothek von 10 000 Kronen ausbezahlt worden, und nun wisse er gar nicht, wie er das Geld unterbringen sollte. Er habe keine Lust, es zu dem geringen Zinsfuß auf die Bank zu geben; wenn Kaj es für fünf Prozent haben wolle, würde er sich freuen, um so mehr, als er sich wirklich für die Fabrik interessiere.

Kaj war zu klug um nicht sofort zu begreifen, daß dies ein abgekartetes Spiel sein müsse, offenbar Ellens oder Karens Werk, und er verhehlte Meier nicht, daß die Sache ein Wagnis darstelle. Der aber erklärte, er sei mit einer Hypothek hinter den bisherigen Belastungen völlig zufrieden. und so nahm Kaj das Anerbieten mit Dank an.

Ellen und Karen bemerkten bei Kajs Rückkehr sofort, daß eine große Aenderung mit ihm vorgegangen war. Er sah so strahlend und zuversichtlich aus wie seit langer Zeit nicht; alle Last und Sorge schien von ihm gewichen. Er teilte ihnen Meiers vorteilhaftes Anerbieten mit, das ihn aller Schwierigkeiten enthob, und ließ sie auch verstehen, wie dankbar er ihnen war.

*

Nach Verlauf von wenigen Tagen war Kajs Ofen gefüllt, und der Prozeß des Brennens stand abermals bevor. Diesmal wollte Kaj die Sache selbst von Anfang an bis zu Ende leiten, was auch mit Franks Wunsch im Einklang stand. Man begann damit, ein paar Tage ganz langsam zu brennen,

Deutsches Lied.

Du bist so rein!...
Gleich Hüllen dunkler Rosen,
Die vor der Liebsten Fenster stehen.
Erglüht in ihrem Schoße träumen,
Um düftespendend zu vergehen...

Und bist so hell!...
Wie schlanke Mutterhände,
Die über Kinderlocken gleiten
Und sie voll Güte niederneigen
In Ströme heißer Zärtlichkeiten...

Hellmut Schwabe.

damit alle Feuchtigkeit aus den frischaufgeführten Wänden entweichen konnte; erst dann ging man allen Ernstes an die Arbeit, Larsen und Frank halfen beide mit. Larsen hatte sich zur Ablösung angeboten, hauptsächlich aus Neugier; er war sehr gespannt zu sehen, wie es gehen würde, wenn der Herr selbst brannte.

Dieser Ofen war ganz anders eingerichtet als der erste in dem alle Wärme durch lange Kanäle unter dem Ofen hindurchgeführt wurde und erst am Ende des sehr langen Ofens aufstieg und zwischen allen Waren hindurch ging. Der Schornstein befand sich also im vorderen Ende des Ofens gerade über den Heizöffnungen.

Kaj hatte alle Hilfsquellen ausgenutzt, seine Studien, was er auf den Reisen gesehen, viele gründliche Unterredungen mit Frank und die Untersuchung von Herberts Ofen. Namentlich aus diesen Untersuchungen und den Aufschlüssen, die er von Frank erhalten, baute er auf. Er wußte sehr wohl, das ein nach diesem System eingerichteter Ofen große Vorteile besaß, sobald nur die Schwierigkeit mit dem Ständer überwunden war. Es handelt sich darum, das Feuer durch den Ständer, eine Mauer mit vielen kleinen Löchern, auf eine solche Weise zu führen, daß der Ofen überall in der Mitte wie an den Seiten, oben wie unten, gleich stark erwärmt wurde.

Dieses System hatte der alte Frank zusammen mit Herbert wiederholt angewandt, nur hatte Kaj die nötigen Veränderungen vorgenommen, die der Umfang des Ofens erforderte. Er hatte den festen Glauben, daß es diesmal gelingen müsse, er vertraute blindlings der neuen Bauart, deren Vorteile so zahlreich und einleuchtend waren.

Er erteilte bestimmte Anweisungen, wie gebrannt werden sollte, gab an, wieviele Scheite Holz jedesmal untergeschoben werden sollten; er beobachtete die Kanäle und gab genau acht, wie sich die Wärme entwickelte. Man ward sich schnell darüber klar, daß dieser Ofen die Wärme viel besser annahm, und schon am Nachmittag des ersten Tages drang das Feuer glatt hindurch und ward von der Hintertür aus sichtbar, wohin diesmal die Wärme ja zuerst kam.

Frank war entzückt. „Siehst du wohl, Larsen, wie das Feuer kommt! Wie zierlich es flackert, als wenn es zu einem Tanz will!"

Larsen guckte in den Ofen, und diesmal konnte er mit all seiner schwarzseherischen Empfindsamkeit nicht das Geringste auszusetzen finden. Ruhig und gleichmäßig schritt die Wärme da drinnen vor, und man konnte zwischen dem [illegible] Feuern sehen, wie es den Boden gewann und sich weiter und weiter ausbreitete.

„Ja, na wir haben aber auch richtige Kanäle und nicht solch Jux, wie du gemacht hatt'st", sagte er nur.

Kaj hielt Wache an dem vorderen Guckloch, und es währte nicht lange, bis sein Auge, das sich jetzt schon an das Feuer gewöhnt hatte, den kleinen runden Mond tief drinnen in dem Dunkel erkennen konnte, das erste Zeichen, daß die Wärme im Begriff war, durchzudringen.

Im Laufe des Tages ging alles seinen guten Gang, und gegen Abend hatte Kaj durch kluges Feuern den Ofen soweit gebracht, daß er schon an beiden Enden ungefähr gleich warm war. Das Feuer nahm bereits eine hellere Farbe an, und es war vorauszusehen, daß man im Laufe der Nacht mit dem Brennen fertig werden würde.

Kaj nahm in aller Ruhe sein Abendessen ein, ehe er die Nachtwache antrat; er war in bester Stimmung und hatte die feste Zuversicht, daß das Ergebnis diesmal ausgezeichnet werden müsse.

Nach der Rückkehr in die Fabrik sah er sich sofort nach dem Feuer um.

„Ja, es wird besser und besser, Herr Funke. Sehen Sie mir, da drüben an der Wand ist es schon gelb", sagte Frank. Und Kaj sah zu seiner Freude, daß sich alles regelmäßig entwickelte und gut vorwärts ging; die Kanäle waren ihrer ganzen Länge nach durchglüht und sahen ganz gleichmäßig warm aus.

Kaj zündete eine Zigarre an und wanderte auf und nieder in dem langen Raum. Er war glücklich, ja fast übermütig. Der alte Frank verfolgte ihn mit den Augen; er sah, wie froh sein junger Herr war, und gönnte ihm das.

„Na, Larsen, kannst du nun wohl sehen, daß wir brennen können!"

„Noch seid Ihr nicht fertig, Frank!" Aber er sagte es leise, damit Kaj es nicht hören sollte.

Kaj kam jetzt herzu und erteilte seine Anordnungen bezüglich des Feuerns. Er ließ weniger und schneller feuern. Das Feuer war jetzt fast ganz hell, und drinnen begannen die Nebel sich zu entwickeln. Er war fest überzeugt, diesmal mußte es ein glänzender Ofen werden.

Wie leicht das Ganze doch im Grunde ist, dachte er, wenn man die Sache nur vernünftig anfaßt! Es war ja eine Kleinigkeit jetzt war die Uhr zwölf, und um zwei war der Ofen fertig! Dies sollte ein Ergebnis bringen, wie man nie etwas ähnliches gesehen hatte. Wie hatte er sich doch nur so davor ängstigen können! Es ging ja alles wie von selber.

Er rieb sich die Hände mit einem übermütigen Lächeln, als er wieder bei dem Feuer anlangte.

„Nun, Frank, was sagen Sie denn jetzt?" Siegesgewiß sah er den Alten an.

Frank wußte selbst nicht warum, aber sein Herr gefiel ihm in diesem Augenblick gar nicht.

„Was ich sage, Herr Funke? Ich sag man bloß: Gott dem Herrn sei Lob und Dank!"

Des Alten Dank gegen Gott beleidigte Kajs Ohr. Er runzelte die Brauen und wandte sich nach Larsen um.

„Und Sie, Larsen, was sagen Sie zu solchem Brennen? — Nun?"

„Das will ich Herrn Funke auf den Kopf sagen, wenn wir die Sachen herausnehmen!" Und er bemüht sich mit aller Macht, eine Zigarre in Brand zu setzen, während er Kaj mit seinen kleinen, stechenden Augen von der Seite ansah.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verlobung.

Humoreske von Hans Bornmann-Berlin.

Edmund Nobel, Prokurist und Abteilungschef der Firma „Treu u. Ehrlich" war ein feiner Mann. Heute — es war Montag — saß er auf seinen lederbeschlagenen Prokuristenstuhl und blickte lässig über die Schar der Handlungsgehilfen, die emsig über die Bücher gebeugt arbeitete. Seine Hände blätterten spielerisch in den Papieren, die vor ihm ausgebreitet waren. Doch seine Gedanken waren nicht bei der Sache. Nervös suchte er in den Taschen von Rock und Weste nach seinem Kopierstift und riß dabei eine Einlaßkarte heraus.

Gestern, ja gestern — er war auf einem Wohltätigkeitsfest gewesen, hatte daselbst die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht, mehrere Male mit ihr getanzt und sie schließlich — es war mittlerweile spät geworden — nach Hause gebracht. Gewiß, die Bürgermeisterstochter Adele Traugott war ein hübsches Mädchen. Eine gute Partie, wie man zu sagen pflegt. In ihren Bewegungen etwas schwerfällig und linkisch, aber anspruchslos und häuslich, wie sie war, hätte sie eine gute Gattin abgegeben. Für ihn war sie eine Bekanntschaft, weiter nichts. Aber, wie gesagt, Edmund Nobel war ein feiner Mann, der durchaus wußte, was sich gehörte, und so rief er den jüngsten Lehrling der Firma „Treu u. Ehrlich" heran und beauftragte ihn, für fünfundsiebenzig Pfennige einen Blumenstrauß zu besorgen und ihn mit den besten Empfehlungen bei Frl. Adele Traugott abzugeben.

Der Lehrling, ein frischer aufgeweckter Bursche von fünfzehn Jahren war der Sohn eines kleinen Beamten. Er war ruhig und strebsam und von einer Sparsamkeit, die hart an Geiz grenzte. Für eine Zigarette machte er jeden Gang. Aber nicht, daß er die Zigarette selbst rauchte, behüt Gott, das wäre Verschwendung — nein, er hob sie auf, und wenn er genug zusammengespart hatte, verkaufte er sie weiter. So trat er in den Blumenladen, suchte sich für sein Geld den imposantesten Blumenstrauß aus, entledigte sich mehr oder minder ungeschickt, wie Jungens in seinem Alter zu sein pflegen, seines Auftrages und erhielt als Belohnung eine Mark.

Hocherfreut kehrte er ins Geschäft zurück. „Eine drollige Rechnung," dachte er auf dem Wege. Der Blumenstrauß hat fünfundsiebenzig Pfennige gekostet und das Trinkgeld beträgt eine Mark. Es ließe sich damit direkt ein Geschäft machen. Und der jüngst Lehrling der Firma „Treu u Ehrlich" hatte eine glänzende Idee . . . Jedenfalls ist es Tatsache, daß von nun an Fräulein Adele Traugott tagtäglich einen Blumenstrauß, den größten, den es für fünfundsiebenzig Pfennige gab, erhielt und der Lehrling sich eine Mark Bringerlohn einsteckte.

So ging es Tage und Wochen, bis eines Tages Edmund Nobel sie zufällig auf einen Ball traf. Er bat sie um den nächsten Walzer, und während des Tanzes bedankte sie sich für die vielen Blumen, die er ihr geschickt habe. Anfangs wollte er widersprechen, aber er wehrte nur bescheiden ab. Nach dem Tanz brachte er sie auf ihren Platz zurück, machte daselbst die Bekanntschaft ihrer Eltern, blieb — dazu aufgefordert — an ihrem Tische sitzen und wurde zum nächsten Sonntag zum Kaffee eingeladen.

„Ein bescheidener, liebenswürdiger, junger Mann ist dieser Nobel," sagte am Abend der Bürgermeister zu seiner Frau. „Man muß solchen jungen Leuten entgegenkommen. Und daß er für unsere Tochter etwas übrig hat, ist sicher. Was sollte ihn sonst veranlassen, ihr alle Tage Blumen zu schicken?"

Als Edmund Nobel das Haus des Bürgermeisters betrat, fiel ihm sofort die steife Feierlichkeit auf, die aus Ecken und Winkeln sprach. Der Hausherr erschien in schwarzem Rock, und man begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. Und als man ihn dann „zufällig" mit Fräulein Adele Traugott für einige Augenblicke allein im Zimmer ließ, da wußte er, was die Stunde von ihm forderte und machte — er war, wie gesagt, ein feiner Mann — sein Geständnis. Die Eltern traten herein, täuschten verdutzte Gesichter vor — sie wären verdutzter gewesen, wenn es anders gekommen wäre — und der Bürgermeister schüttelte dem Schwiegersohn kräftig die Hand.

Nur einer war nicht mit dem Ausgang zufrieden, und das war der jüngste Lehrling der Firma „Treu u. Ehrlich", dem seine beste Einnahmequelle genommen war.

Ein paar Mütter heiratsfähiger Töchter prophezeiten zwar eine unglückliche Ehe. Aber ich glaube nicht daran. Denn weshalb soll nicht auch einmal der Zufall eine halbwegs glückliche Ehe zusammenbringen, weshalb sollte er weniger können als Heiratsvermittler und Zeitungsanzeigen.

Zahnschmerzen.

Skizze von Hanz Höchtl-Leipzig.

Am besten lernt man seine Freunde kennen, wenn man Zahnschmerzen hat! Das ist eine uralte und gewichtige Weisheit. Ging ich da neulich in mein Stammkaffee, in einer Laune, die nicht gerade rosig zu nennen war, denn der linke Eckzahn hatte sich wieder einmal in Erinnerung gebracht.

Franzel saß schon bei einem Eiskaffee. Meine angeschwollene linke Gesichtshälfte verriet ihm sogleich, was mit mir los war.

„Ach, Zahnweh hast du! Das ist freilich schlimm. Na, Gottseidank, ich habe gesunde Zähne, das ist wirklich eine Wohltat. Ich kann jede Nuß aufbeißen, verstehst du, und mir schadet überhaupt nichts. Willst du auch einen Eiskaffee? Weißt, ich würde dir nicht dazu raten, das reizt den entzündeten Nerv noch mehr und . . ."

„Lorifari!" fiel da der eben eingetretene Anton Schönemann, der Kaltwasser und Sonnenbestrahlungsjünger ein. „Wenn er Zahnschmerzen hat, ist das Beste, er nimmt den Mund voll kalten Wassers und . . ."

„Setzt sich auf den H. . Wenn dann das Wasser im Munde kocht, ist das Zahnweh weg, jawohl!" Also mengte sich Poldi Dick, der Komiker und Empfänger von rosa Briefchen, in die Unterhaltung ein.

Inzwischen war auch Ka... an den Tisch getreten, die zarte, mitleidsvolle Kellnerin.

„Zahnweh hat der Herr? Da muß er Kamillen in ein Wolltuch nähen und heiß auflegen. Soll ich ihm ein Sackerl richten?"

„Das hilft doch alles nichts! Wenn es noch bloß Nervenschmerzen wären, aber hier sind gewiß die Wurzeln vereitert, und das gibt eine Blutvergiftung. Mein Onkel selig ist auch draufgegangen dabei. Ja, es ist halt ein Kreuz auf der Welt!" Dabei faltete der biedere Fleischereibesitzer Wolgerl seine rosigen Hände über der Strickweste. Ich aber schlich davon aus dem Kreis meiner lieben Freunde.

900 Jahrfeier für Kaiser Heinrich II in Bamberg.

Anläßlich der 900 Jahrfeier für Kaiser Heinrich II., den letzten der Sachsenkaiser, den Erbauer des Bamberger Domes, der 1024 gestorben ist und 1146 mit seiner Gemahlin Kunigunde heilig gesprochen wurde, veranstaltete die Stadt Bamberg große kirchliche und weltliche Festlichkeiten.

Das erste Bild zeigt Nuntius Pacelli in der Prozession vor dem Bamberger Dom, während das zweite Bild als Teilnehmer an der Prozession den Kronprinz Rupprecht von Bayern, den bayrischen Ministerpräsidenten Held und den ehemaligen König Ferdinand von Bulgarien darstellt.

Im Hexenwahn.

Hochwaldroman aus dem 15. Jahrhundert

Von Lehrer Claus Schmauch, Hülzweiler.

34)

Der Grimburger aber, dem diese fein gestellte Falle gilt, sitzt in seiner Burg und führt sich heimlich lachend einige kräftige Züge Wein zu Gemüte. Jetzt klatscht er sich schallend auf die dicken Schenkel und schaut die umsitzenden Burgleute lustig an.

„Brüderlein, trinkt!" mahnt er, „und freut euch über euren alten Fuchs, der noch nie eine Sache verkehrt gemacht hat. Diese Nacht würfeln wir um unser Schicksal. Fallen die Würfel gut, so sind wir Hans oben und haben keinen Herrn mehr über uns als den Kaiser. In Trier steht es nämlich schlecht aus für den Bischof. Die Stadt und die Landstände stehen im Aufstand und haben wahrscheinlich jetzt schon den Kurfürsten eingesperrt. Seine Reiter wurden vorige Nacht im Schlafe übertumpelt und entwaffnet. Zu viel Geld hat er gefordert. Und da haben ihm die Stände die Freundschaft gekündigt. An den nächsten Tagen ist ein anderer Kurfürst. Haben wir bis dahin schnell gehandelt, so ist der Treuhänder des Fürsten auf der Grimburg ein selbstherrlicher Reichsritter geworden. Paßt auf, der ganze Waldadel hält mit dem Dagstuhler und läßt ihm kein Haar ausreißen. Sogar das Domkapitel steht mit seinem Einfluß gegen den Bischof. Seine Reiter liegen im Bischofspalast entwaffnet, und der gestrenge Herr ist jetzt machtlos."

„Darum frisch ans Werk. Legt die Waffen an und zäumt die Gäule. Der Mond steht hoch über den Bergen. Der Dagstuhler wird schon lange Ausschau halten nach seinen Grimburger Freunden."

Die Burgleute beginnen sich zu dem nächtlichen Verrat zu rüsten. Geschäftig gibt der Ritter seine Befehle. „Haltet sie tüchtig auf, da unten am Waderner Wege, Bohrend, und brüllt wie die Ochsen, wenn sie über euch herfallen, damit die Bauern da drüben in der Schlucht wie die Hessen dem Ritter zu Hilfe eilen und den Weg frei machen", ruft er seinem Burghauptmann zu. Der Grimburger ist sehr gut über die Anschläge seines Feindes unterrichtet. Seine Späher haben gute Arbeit geleistet, und der alte Fuchs hat seine Maßnahmen schlau getroffen.

Mit einem schrillen Geräusch senkt sich die Burgbrücke auf die Erde. Der Burgvogt zieht laut lärmend mit zwanzig Knechten hinaus in die Nacht. Im Tale hören die beiden Haufen das harte Getrappel und das Johlen der Männer, und sie machen sich bereit, den Verräter zu empfangen.

„Die schnapp ich allein" lacht der Hann, „so harmlos ziehen sie die Burg hinunter." Auch der alte Hagener reibt sich vergnügt die Hände über die unvorsichtig anstreichende Beute. Der Hann und der Amtmann liegen sprungbereit mit den Ihrigen im Weggraben und lauschen auf den nahenden Feind. Der Hufttrapp wird immer schwächer — das Johlen verliert sich — der Feind nimmt die Waderner Richtung.

„Verdammt", schimpft der Sauhirt und springt aus dem Waldgraben und schneidet ein wütendes Gesicht.

„Der Vogel ist die Waderner Straße gezogen", knurren die Bauern. „Wir haben den verdorbenen Spaß."

Da wütet von drüben her ein furchtbares Geheul über die Baumspitzen. Schwerter klingen — Rosse stöhnen. „Die Unsern sind im Kampf", jauchzen die Bauern. „Vorwärts! Laßt uns hinüber eilen! Laßt uns helfen, dem frechen Fuchs das Fell zu rupfen."

Ohne Vorsicht, ohne Ueberlegung, im sausenden Lauf, verläßt der Haufen seinen Stand. Er verschmäht den Weg und bricht wie ein Rudel Wildschweine durch die Hecken, den Freunden zu Hilfe.

„Hoch Kurtrier und die Grunddörfer!" jubeln die Reiter des Büschfelders, als sie die Bauern sehen. „Reißt die Verräter herunter und fangt die Pferde. Die feige Rotte tut sich noch nicht einmal wehren. Heute gibt es leicht verdiente Beute."

Die Bauern haben nicht mehr viel Arbeit zu leisten. Nur noch einige starre, raschelnde Reiter zerren sie von den bockenden Gäulen. Nach wenigen Minuten ist der Kampf entschieden. Fackelschein gleißt rot über die Erde. „Verrat!" schreien die Reiter und zerren mit wilden Händen an einigen Strohpuppen. Zwanzig Gäule hat ihnen der Streich eingebracht und sechs lebendige Burgknechte. Die übrigen vierdie der Grimburger auf die Pferde gebunden hat, um den Trierern eine starke Zahl vorzutäuschen. Der dunkle Wald hat seine List sehr begünstigt. Zu spät haben die Bauern gemerkt, daß sie gegen Strohpuppen kämpften.

Der alte Hagener fluchte wie ein Türk. und unterzieht die Knechte einem strengen Verhör. „Wo ist der Ritter?" schnauzt er den Anführer an.

„Auf seiner Burg, gnädiger Herr, und er läßt euch schön grüßen. Den Streich hat er euch nur gespielt, um die Eurigen etwas abzukühlen und sie von der Verräterriecherei zu heilen. Er läßt euch sagen, daß er trotz der Frechheit der Bauern noch immer bleibt, was er war, des Kurfürsten treuester Diener."

Der Ritter und die Bauern hören die zweisinnige Sprache des Mannes. Sie ziehen sich zurück zu einer kurzen Beratung.

„Wir haben eine Dummheit gemacht, Männer," beginnt der Büschfelder etwas unsicher mit rotem Kopf. „Die Dörfer werden uns auslachen, weil wir auf den Strohpuppenfang ausgezogen sind. Der Bastard da oben, scheint doch noch treuer zu sein als ich glaubte. Es wäre auch zu kühn gewesen, dem Bischof den Treueid zu brechen. Wir haben ihm zuviel zugetraut. Darum wollen wir jetzt die Gefangenen zurückschicken und dem Ritter sagen lassen, daß wir uns in ihm sehr zu seinen Gunsten getäuscht haben. Zur Vorsicht bleibt der Zender von Büschfeld noch einige Tage in der Nähe der Burg liegen und beobachtet das weitere Treiben des Fuchses. Wenn mein Bruder eintrifft, werde ich ihn warnen und ihn bitten, einen anderen Burgherrn auf das Nest dort zu setzen. Wir aber reiten heim mit dem gehobenen Gefühl, daß wir unsere Pflicht getan und einem etwaigen Verrat vorgebeugt haben." . . . .

(Fortsetzung folgt.)